

WILHELMINE VON ZENGE
UND HEINRICH VON KLEIST.¹

Von allen Personen, die den Lebensgang Heinrichs von Kleist kreuzten, wirkte keine so bestimmend auf sein Geschick ein, wie Wilhelmine von Zenge. Dass sie solchen Einfluss nicht beabsichtigte, nicht erstrebte, und dass sie ihn nur kurze Zeit ausübte, schwächt dessen Wichtigkeit nicht ab. Auch dass Wilhelmine von Zenge weniger durch das, was sie leistete oder ihrem Verlobten war, als vielmehr durch das, was er von ihr erwartete, was sie ihm werden sollte, ja wozu er sie erst heranbilden wollte, so nachdrücklich wirkte, beeinträchtigt die Bedeutung ihres Einflusses nicht. Sie führte einen Wendepunkt in Kleists Entwicklung herbei. Ohne ihr ungewolltes Eingreifen in seine Bahn wäre er, wie wir seinen Weg kennen, auf diesem noch einige Zeit und mit mehr Ruhe verharrt. Sie wurde die Kraft, die ihn in beschleunigter Bewegung seinem wahren Ziele zutrieb. Das Verlöbniß zwang ihn, seine Fähigkeiten genauer zu prüfen und zu messen und dadurch seinen eigentlichen Beruf zu erkennen. Dass wir die einzelnen Phasen dieses seelischen Vorganges mit ziemlicher Deutlichkeit verfolgen oder unsere Kenntnis desselben aus den dadurch bedingten äusseren Ereignissen zu ergänzen vermögen, verdanken wir den Briefen, die Kleist seiner Braut in beiderseitigem Interesse glaubte schreiben zu müssen. Ohne diese wüssten wir über die Zeit, in der er aus dunklem Fühlen und triebkräftigem Ahnen zu immer hellerer Erkenntnis seiner Bestimmung sich hindurchrang, kaum etwas. Der schriftliche Verkehr mit Ulrike könnte eine Lücke an dieser Stelle niemals ausfüllen. Die Art, wie Ulrike, durch die Geschwister und sonstige Verwandte voreingenommen, sich zu ihrem Bruder verhielt, war einmal nicht oder doch wenig geeignet, den von Natur schon verschlossenen, schweigsamen Mann zu rückhaltlosem Vertrauen, zu offener Aussprache der innersten Gedanken zu bewegen, zum andern machte der Umstand, dass Kleist mit seiner Schwester zusammen war, sei es, dass beide [100] im Elternhause lebten, sei es, dass sie mit einander reisten, einen brieflichen Gedankenaustausch überflüssig. Zu bedauern bleibt, dass Kleist die Mutter zu früh verlor. Den dürftigen Nachrichten zufolge, die über sie erhalten sind, war sie eine Frau von tiefem und zartem Gemüt, von liebevollstem Herzen. Ohne Zweifel hätte der Sohn ihr sein Herz ausgeschüttet, hätte sie ihn verstanden; sie hätte ihm werden können, was einem kaum weniger bedeutenden und sicher nicht weniger unglücklichen Künstler die Mutter, was Henriette Feuerbach ihrem Sohne Anselm war und bis über das Grab hinaus blieb.

Heinrich von Kleist war sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, dessen bewusst, dass Wilhelmine von Zenge eine tiefgehende Wirkung auf sein Dasein ausübte. Anfangs glaubte er zwar, sie würde nur eine reichere und schönere Erfüllung seines Lebensplanes, eine glücklichere Entfaltung seiner Natur bedingen; je mehr er aber versuchte, sie, unter Förderung ihrer Wesensart, seinem Willensbereiche einzubeziehen, um so deutlicher fühlte er, dass dies wollte er seinem andern Ideale nicht untreu werden, eine erhebliche Aenderung, vielleicht völlige Neugestaltung seines Lebensplanes zur Folge haben müsse. Als diese schliesslich zur Notwendigkeit wurde, schied Wilhelmine von Zenge aus seinem Gedankenkreise. Sie war der Mittelpunkt einer Episode gewesen, zwar der glücklichsten und bewegtesten im Leben des Dichters, aber doch nur einer Episode. Der glücklichsten; denn mit dem Sonnenschein dieser Zeit hat Kleist noch lange hausgehalten; wie er nachmals selbst bekannte, hätte er

¹ The Journal of English and Germanic Philology, Volume VII, Urbana Ill. USA 1907-1908, No. III S. 99 mit Berichtungen Volume IX S. 147

“nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht.”

Ob Frau Professor Krug etwas des tiefen Wehs verspürte, das in Erinnerung an ein unwiderbringlich verlorenes Glück seinem Herzen entquoll, als sie seine bange Frage las?:

“Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke, Die ihr dem Leben einz’gen Glanz erteilt? So viele jungen, lieblichen Gestalten, Mit unempfundnem Zauber sollen sie An mir vorübergehn? Ach, dieses Herz! Wenn es doch einmal noch erwärmen könnte! Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe?”

[101] Wie aber beurteilte Wilhelmine von Zenge ihre Beziehungen zu Heinrich von Kleist, was ist Kleist ihr gewesen? Die wenigen Aeusserungen, die als Erwiderung hierauf hätten gelten können, stammten aus weit vorgerückter Zeit und waren von des Dichters erwachendem Ruhme wohl nicht ganz unabhängig. Ihr “grösster Wunsch war es, dass er an der Seite eines anderen weiblichen Wesens glücklich werden möchte.” “Wunderbare Fügungen des Himmels,” meinte sie, “haben mich von Kleist getrennt.” Entschuldigend erinnerte sie an sein “unglückliches Gemüt”, beteuerte, er werde ihrem “Herzen immer wert bleiben,” und hat, wie sie 1823 erklärte, es “nie bereut, nicht seine Frau geworden zu sein.” Soviel also ist sicher, dass Wilhelmine von Zenge, wenn überhaupt, ziemlich spät geahnt hat, was sie ihrem Kleist werden sollte: nicht nur das geliebte, liebende Weib, die Mutter seiner Kinder, die fürsorglich schaffende Gehilfin; sondern vielmehr der treueste Gefährte und beste Freund, und endlich die göttliche Muse, der Kern seines Liedes, das lauschende Volk, die strengste und höchste Richterin.

Die angeführten Aussprüche wurden, wie bemerkt, zwei Briefen entlehnt, die ein Jahrzehnt und mehr nach dem Tode Kleists geschrieben sind. Ausser diesen kannte man noch einen, an Heinrich von Kleist gerichteten Brief, der, wenn er auch deutliche Züge Kleistschen Einflusses aufweist, im übrigen jenen jüngeren auffallend ähnlich ist. Wilhelmine von Zenge ist sich also merkwürdig gleich geblieben. Dies bestätigt auch ein vierter Brief, den Dr. Martha Krug-Genthe im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift veröffentlichte. In diesem neuen Briefe schilderte sie ihrem späteren Gatten Traugott Krug ihre Jugendzeit, wobei sie natürlich vor allem die obige Frage beantwortete, indem sie ihre Stellung zu Heinrich von Kleist erörterte. Ihren Worten wohnt, da sie noch unmittelbar unter dem Eindrucke aller Erlebnisse einer jungen Vergangenheit stand, ein besonderer Wert inne. Dr. Martha Krug-Genthe hat sich durch die Bekanntmachung jenes Schreibens ein Verdienst erworben, dem man, meines Erachtens, am besten da- [102] durch gerecht wird, dass man diese Mitteilung durch Vergleiche mit den Ergebnissen der Kleistforschung würdigt.

Wilhelmine von Zenge schrieb diesen Brief an Krug in der Gewissheit, dass sie in einen neuen Lebensabschnitt eintrete. Die Beziehungen zu Kleist waren gelöst; das lag als abgetan hinter ihr, und sie beurteilte ihr Verhältnis zu ihm mit einer unverkennbaren Kühle. Der Schatten, der sich über das Vergangene breitete, wurde in dem Masse tiefer, in welchem das Licht heller erstrahlte, das sie vom Zukünftigen erhoffte. Sie zog vor Krugs Augen das Facit in dem Hauptbuche ihrer Jugend und empfand es mit Befriedigung, dass das “Soll” hinter dem “Haben” zurückstände. Der Brief² des Fräuleins von Zenge setzte eine Aussprache fort, welche sie mit Krug am Abend

² In dem Druck im ‘JOURNAL’ (Vol. VI, Nr. 3; April 1907) glaube ich ein paar Versehen berichtigen zu können: auf S. 438, Zeile 1 von oben ist doch wohl “Wunsch” statt des “Versuch” zu lesen; sollte S. 434, 9 nicht “seine Schwestern, wir und noch einige,” und auf S. 435, Zeile 9 von unten “Fragen auf, welche ich” . . . in der Handschrift interpungiert sein? Zweifelhaft erscheint mir noch, ob auf S. 434, 7 v. o. und auf S. 435, 11 v. u. wirklich “Colegia”

des 15. Juni 1803 im Hause des Predigers Ahlemann³ gepflogen hatte. Wenn Krug wünschte, sie "möchte weniger geheimnisvoll sein," so wollte er mit dieser prononcirten Wendung doch nichts anderes als eine Aufklärung über ihr Verhältnis zu Kleist erzielen; denn dass sie diesem nahe gestanden, war in dem kleinen Frankfurt a. d. Oder und am wenigsten in den Kreisen, in welchen Offiziere und Gelehrte einander begegneten, nicht verborgen geblieben. Sie verstand die leise Anspielung auch in dem be-regten Sinne; denn sie bemühte sich, ihm den "wichtigsten und interessantesten" Teil ihres Lebens zu beschreiben. Hält man nun ihre ersten Worte: "Ihnen werde ich nie etwas verheimlichen"; "es hängt ganz von Ihnen ab, alles, was meine Person betrifft, von mir zu erfahren. Da ich so sehr wünsche, dass Sie mir ganz Ihr Vertrauen schenken" — mit Aussprüchen wie "mit Ihrer näheren Bekanntschaft fühle ich immer mehr, dass ich für Sie und Sie für mich geschaffen wären, ich war so glücklich, Ihnen zu gefallen und hoffe Ihrer nicht unwert zu sein," und ich kann "versichern, dass ich noch nie so von [103] ganzem Herzen liebte, als ich Sie liebe," zusammen, so ersieht man, dass Krug ein gewisses Recht auf eine solche Erklärung hatte; denn ein Geständnis seinerseits muss dieser Unterhaltung unmittelbar vorausgegangen, vielleicht gar an jenem Abend erfolgt sein. Erwägt man, dass Kleist den letzten Brief an Wilhelmine von Zenge am 20. Mai 1802 auf der Aarinsel bei Thun schrieb, welchen sie schwerlich vor Juni in Händen hatte, so will mir scheinen, dass sie den Bruch mit Kleist ziemlich leicht überwunden habe. Die Bekanntschaft mit Krug muss schon einige Wochen vorher begonnen haben. Wenn es in dem neuen Briefe heisst: "Gleich nachdem ich Sie zum erstenmal bei Ahlemanns gesprochen hatte, sagte ich zu meiner Schwester: der Mann gefällt mir," so deutet dies, wie wir sehen werden, auf den April 1802. Wilhelm Traugott Krug trug als "Professor philosophiae extraord." seinen Namen am 3. Dezember 1801 in das Inskriptionsalbum der Viadrina ein. Aus seiner "Lebensreise in sechs Stationen," einer Autobiographie, die nicht nur um ihrer mehr als törichten Form willen einem Philosophen schlecht ansteht, erfahren wir, dass, als Krug im Hause des Generals von Zenge "nach und nach mehr Zutritt" fand, die Töchter, "deren nicht weniger denn sieben waren," im Alter von zweiundzwanzig bis zu zwei Jahren standen, welche Angabe auf den April 1802 führt. "Die älteren Töchter sah ich auch oft" — fährt Krug fort — "bei einem Prediger, Namens Ahlemann, der sie unterrichtet hatte und mein vertrauter Freund war. . . . Die älteste gefiel mir vornehmlich wegen ihrer sanften Gemütsart." Da Wilhelmine von Zenge mit Krug am 8. Januar 1804 in der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder getraut wurde, so ist seine Bemerkung, der Bräutigamstand habe "etwas lange gedauert," mit der Annahme, die Verlobung habe im Juni 1803 stattgehabt, kaum in Einklang zu bringen, wenn nicht vorausgesetzt werden darf, dass damals über die gewohnheitsmässige Dauer der Brautzeit andere Anschauungen geherrscht haben als heute.

Alles, was vor der Kleistepisode lag, skizzierte Wilhelmine von Zenge nur; sie sagte nichts über ihren Bildungsgang, be- [104] rührte die Kindheit, die doch immer an heiteren und durch das Unbewusste ihrer Art charakteristischen Zügen des Interessanten genug bietet, mit keinem Wort und eilte atemlos vorüber an Städten und Personen, um desto länger bei dem verweilen zu können, was ihrem Auserwählten das wichtigste war. Wilhelmines Vater, August Wilhelm von Zenge, hatte unter Friedrich dem Grossen im Regiment von Forcade sich zeitig durch Umsicht und Tapferkeit hervorgetan. In demselben Regiment, das nachmals von Lichnowsky und endlich

statt Collegio geschrieben steht.

³ Ueber Ahlemann vgl. meine "Anmerkungen" in Kochs "Studien z. vergl. Litgesch." III. Bd. (1903), 3, S. 354.

von Winning hiess, stieg er im Laufe einer langen Dienstzeit bis zum Obersten empor. Als Hauptmann hatte er am 3. Dezember 1776 Charlotte Margarete, die zweite Tochter des verstorbenen Oberstlieutenants Christoph Heinrich von Wulffen, heimgeführt. Am 5. Februar 1799 erhielt von Zenge das Infanterieregiment in Frankfurt a. d. Oder und wurde am 20. Mai bei der Revue zum Generalmajor befördert. Dass Wilhelmine von Zenge "sehr einfach und häuslich" erzogen wurde, erfreute auch Heinrich von Kleist; er rühmte an ihr, dass sie "anspruchslos und genügsam" sei. Was sie ihrem Bräutigam von dem Berliner Leben zu erzählen wusste, weicht von dem, was andere darüber mitgeteilt haben, nicht ab. Wenn Kleist sie gefragt hatte: "Bist Du an Pracht und Verschwendung gewöhnt? Sind die Vergnügungen des Stadtlebens nicht auch flache Freuden für Dich?" so durfte sie Krug bekennen: "mit Freuden kehrte ich wieder in unsere stille Häuslichkeit zurück." Dass bei dem lebenslustigen jungen Mädchen ein Vergleich der preussischen Hauptstadt, mit ihren glänzenden Festen und den mannigfachen Zerstreungen, mit der kleinen Universitätsstadt sehr zu Ungunsten dieser ausfiel, ist begreiflich. In den Sätzen: "doch war mein Herz noch von keinem Manne besonders gerührt worden," und: "keiner hatte besonders Teil an meiner Traurigkeit bei dem Abschiede von Berlin," muss das "besonders" betont werden; denn "gerührt" war das Herz worden. Sie muss wenigstens Heinrich von Kleist einen kleinen Flirt gebeichtet haben; denn er schrieb ihr am 20. August 1800: "Ich habe auch Deinen lieben Wit- [105] tich in Berlin gesehen und gesprochen, und finde, dass mir mein ehemaliger Nebenbuhler keine Schande macht. Ich habe zwar bloss sein Aeusseres, seine Rüstung, kennen gelernt, aber es scheint mir, dass etwas Gutes darunter versteckt ist. Ich würde aber dennoch den Kampf mit ihm um Deine Liebe nicht scheuen. Denn obgleich seine Waffen heller funkeln als meine, so habe ich doch ein Herz, das sich mit dem besten messen kann; und Du, hoffe ich, würdest entscheiden, wie es recht ist." Dieser junge Offizier, Karl August von Wittich, ein Pfarrerssohn aus der Mittelmark, war damals Lieutenant in dem Infanterieregiment von Kunheim in Berlin. Da in diesem Truppenteil Karl von Zenge, Wilhelmines ältester Bruder, sein Kamerad war, so ist nicht ausgeschlossen, dass sie ihn bisweilen auch im Hause ihrer Eltern sah. Karl von Zenge ist der "sehr geliebte Bruder", den sie "sehr ungerne" in Berlin zurückliess. Da sie seiner am Schluss des Briefes noch einmal gedachte, darf an dieser Stelle gleich erwähnt werden, dass Karl, ehemals Eleve der "Académie militaire", am 30. Januar 1802 an einem "Entzündungsfieber" starb, nachdem er wenige Wochen zuvor, am 3. Dezember 1801, frisch und gesund die silberne Hochzeit seiner Eltern in Frankfurt mitgefeiert hatte.

Die Familie von Kleist liess es sich angelegen sein, die Zenges Berlin vergessen zu machen. Namentlich verpflichtete der Lieutenant Leopold von Kleist sich die Familie seines Regimentschefs. Wilhelmine von Zenge nannte ihn einen "sehr fröhlichen jungen Mann", und sein Humor, seine gute Laune muss auf die Zengeschen Töchter einen unverlöschlichen Eindruck gemacht haben; denn noch 1821 erinnerte sich Louise von Zenge dieses immer heiteren Jugendgefährten. Sie begleitete im Herbst dieses Jahres die Familie des österreichischen Feldmarschalllieutenants Freiherrn von Koller, desselben, der 1814 Napoleon von Fontainebleau nach Elba geleitet hatte, nach Neapel. Einen besonders interessanten Abschnitt aus ihren anmutigen und oft geistvollen Reiseberichten konnte ich im "Hohenzollern-Jahrbuch" (Bd. VI, S. 102—114) veröffentlichen. Als Louise von Zenge Ende September 1821 die [106] einzelnen Glieder des Hauses von Koller kennen lernte, charakterisierte sie auch den Sohn, indem sie an ihre Familie nach Leipzig schrieb (ungedruckt): "August Koller, ein Jüngling von siebzehn bis achtzehn Jahren, voller Uebermut und närrischer Streiche in Leopold Kleistscher Manier." In einem späteren (gleichfalls ungedruckten) Briefe vom 8. Oktober 1821 belegte sie, kurz bevor die Reisegesellschaft die italienische Grenze erreichte, diese Behauptung, indem sie als Beispiel für die "Leopold Kleistsche Manier" anführt,

August von Koller habe, als von Ludwig XVI. gesprochen worden sei, gesagt: "Das ist der, der den sanften Tod auf der Guillotine gestorben ist."

Zenges verloren ihren "angenehmen Gesellschafter", als Leopold von Kleist am 13. Juli 1799 in das Regiment Garde, welchem sein Bruder bis zum April desselben Jahres angehört hatte, versetzt wurde. Leopold von Kleist tauschte nämlich, wie ich einer, zufällig in einer alten Berliner Zeitung gefundenen Notiz entnehme, mit dem Secondelieutenant Friedrich Wilhelm Karl von Brockenburg, einem Thüringer, der vier Monate früher als Heinrich von Kleist beim Regiment Garde eingetreten war. Auf diese Weise bekam unser Dichter einen ehemaligen Kameraden nach Frankfurt a. d. Oder. So lange der jüngere Bruder die Pflichten der Ritterlichkeit an den Schwestern und deren Freundinnen erfüllte, konnte Heinrich von Kleist sich allem geselligen Treiben fernhalten. Des ersteren Fortgang nötigte ihn dann, wie ich, seine Worte umdeutend sagen möchte, dem "schöneren, dem menschlicheren Teil seines Wesens" mehr Rechnung zu tragen, als es bis dahin geschehen war. Die inneren Motive, die ihm das öftere Verweilen in der Familie von Zenge erwünscht machten, legte er seiner Schwester Ulrike in dem Brief vom 12. November 1799 ausführlich dar, was ihm zugleich Veranlassung bot, das zu erklären, worüber Wilhelmine von Zenge zu klagen hatte, dass er "sehr melancholisch und finster" sei und wenig gesprochen habe. Dass er in einem "musikalischen Hause", wie Krug es ausdrückt, in welchem "zuweilen kleine Concerte gegeben wur- [107] den," mit der ältesten Tochter "spielte und sang," ist für einen der Musik leidenschaftlich ergebenen Mann, wie Kleist es war, nur natürlich. Dieser Umstand hat gewiss das seine dazu beigetragen, dass er sich in Zenges "Gesellschaft zu gefallen schien"; dass es in diesem Kreise "Minette" war, die ihn vor allen anzog, gestand er seiner einzigen Vertrauten, Ulrike, in dem eben angeführten Briefe: sie "hat sogar einen feineren Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre." Den Gegenstand des Gesprächs bildeten bald des öfteren die Vorlesungen, die Kleist über Experimentalphysik im Sommer-Semester 1799 bei Wünsch hörte. Sie erfüllten ihn so mit Begeisterung, dass er sie "eine Brunnenkur zum Nutzen und Vergnügen" nannte. Seine Freude daran bewog schliesslich die Damen seiner Umgebung dazu, den Professor Wünsch um eine Wiederholung dieses Collegs zu bitten. Dass Wünsch diesem Gesuch entsprach und in der Zeit vom 18. November 1799 bis zum 9. April 1800 "Experimentalphysik nach Erleben für eine geschlossene Gesellschaft von zwölf illiteratis" lehrte, habe ich an anderer Stelle beigebracht. Kleist selbst fand dabei Gelegenheit, seinen pädagogischen Neigungen Genüge zu tun. Bald trieb ihn die Lust am Dozieren dazu, auch andere Wissensgebiete seinen Schülerinnen zu erschliessen. Dass er gerade den grammatischen Unterricht benutzte, um seiner anmutigen Jüngerin sein Herz zu öffnen, dürfte man als Mittel, auch die trockensten Lehrsätze der Lernenden interessant zu machen, wohl nur Lehrern seiner Grösse hingehen lassen. Sehr umständlich schildert Wilhelmine von Zenge, was sich an jene sprachlichen Uebungen anschloss, und bei der Art, wie Kleist ihr seine Liebe gestand, und wie sie sein Geständnis aufnahm, erweist sie sich von einer Gründlichkeit, deren Absicht nicht ganz so deutlich hervorgekehrt zu werden brauchte und bei welcher einzelne Töne wie: ich "war ihm gut wie einem Bruder," und: "leider konnte ich es nicht verhindern ihn wieder zu sehen," zu Disharmonien wer- [108] den, die bis in den Schlussakkord nachklingen. Was in Wilhelmine den Glauben erweckte, er "zöge ihre Schwester Lotte ihr sehr vor," erfahren wir nicht. Sie konnte nicht ahnen, als sie diese Worte schrieb, dass Charlotte von Zenge zur Familie von Kleist einst in ein gewisses Verwandtschaftsverhältnis treten sollte. Im Jahre 1814 wurde sie nämlich die zweite Frau des Rittergutsbesitzers Philipp von Stojentin, der in erster Ehe, seit 1794, mit Friederike von Kleist (starb 1811, einige Monate vor unserem Dichter) verheiratet gewesen

war.⁴ Charlotte von Stojentin geb. von Zenge verkehrte allem Anscheine nach innig mit den Geschwistern von Kleist. Für unseren Dichter bewies sie noch lange nach seinem Tode Teilnahme. Sie war es aller Wahrscheinlichkeit nach, die, als Ulrike von Kleist sie auf ihrem Gute Schorin in Pommern besuchte, sie dazu zu bewegen vermochte, ihr den Lebensweg Heinrichs von Kleist zu beschreiben. So entstand ein Manuskript, das, wie ich heute weiss, durch die Familie von Zenge an Professor Rudolf Schwarze kam, welcher wiederum es mir schenkte, jenes Manuskript, das unter seinem Titel: "Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte," von mir 1903 im "Euphorion" (Bd. X, S. 105—152) veröffentlicht wurde.⁵ So war es Charlotte von Stojentin, durch deren Gedenken des einstigen Freundes wir zu mehreren recht wichtigen Nachrichten über das Leben des Dichters gelangten. Louise war sicherlich die geistig bedeutendste unter den Zengeschen Töchtern. Dass Wilhelmine sie zu ihrer Vertrauten machte, fand auch Kleists Billigung. "Grüsse Alles," schrieb er einmal der Geliebten, "wenigstens Luise, der Du alle meine Briefe zeigen kannst." Ihre Mittelstellung trug ihr den Ehrentitel der "goldenen Schwester" und, gleichfalls von Kleist, einen ebenso langen als gehaltvollen Brief aus Paris ein, und als sie, die Bitte ihrer Schwester unterstützend, ihn [109] anging, in die Heimat zurückzukehren, war ihm "Luisens Vorschlag um des Wohlwollens willen, das ihn gebildet hat, innig rührend." Da er seine Dankbarkeit nicht anders betätigen konnte, gebot er seiner Wilhelmine: "Küsse Luisen, und bitte sie, ein gutes Wort für mich bei dir einzulegen. Sage ihr," fügte er dann hinzu, "dass wenn mir keine Jugendfreundin zur Gattin würde, ich nie eine besitzen würde. Das wird sie bewegen —", Luise von Zenge bewahrte dem Freunde stets ein treues Gedenken. Diesem entsprang die Freude, mit welcher sie der Schwester von Thun aus am 24. Mai 1831 melden konnte, dass sie tags zuvor Kleists Bild "gefunden und erobert" habe, und dass es ihr eine grosse Genugtuung gewähre, der Familie dies einzige Portrait zurück bringen zu können. Dass Wilhelmine in dem neuen Briefe dieses Gemälde als "sehr ähnlich" bezeichnete, erhöht die Bedeutung desselben wesentlich. Die ersten Briefe Kleists an Wilhelmine von Zenge, auf welche sie in ihrer Darstellung mehrfach Bezug nimmt, sind wahrscheinlich verloren gegangen, selbst der, in welchem er um sie bei dem Vater warb, ist nicht erhalten. Statt dessen wissen wir, dass er ihn nicht abschickte, ohne dass Wilhelmine ihn begutachtet hätte. Wenn er sie fragte: "Habe ich in dem Briefe an Ihren Vater zu kühn in Ihre Seele gesprochen?" und dann hinzusetzte: "Wenn Ihnen etwas darin missfällt, so sagen Sie es mir morgen, und ich ändere es ab," so ist auch das ein Beweis dafür, dass er "sich so viel Mühe" gab, wie Wilhelmine es ausdrückte, "dem Bilde ähnlich zu werden," das sie ihm von dem Manne entworfen hatte, wie er "nach ihrem Sinn" war. Die Eltern machten als welterfahrene Menschen ihre Einwilligung natürlich von der Bedingung abhängig, dass die Eheschliessung erst erfolgen sollte, nachdem der Verlobte in einem Amte die wirtschaftliche Grundlage für einen Hausstand erworben habe. Zu einer öffentlichen Verlobung kam es wohl nicht; andernfalls hätte Kleist die Sendung seines Portraits am 9. April 1801 nicht mit einer Aufforderung wie die folgende [110] begleiten können: "Mache, wenn Du willst,

⁴ 2023: Todesdatum Schorin 5. 11. 1811. Die Mutter ihres Ehemanns war eine Schwester ihres Vaters, Dorothea Philippine von Kleist. Gotha Uradel 1903, 813.

⁵ Ich muss um des Ausdrucks willen, mit welchem mir der ebenso feinsinnige als gelehrte Rudolf Schwarze am 6. September 1899 das Manuskript übergab, Wert darauf legen, dass ich es von ihm selbst erhielt, und dass es, gleich der Silhouette Wilhelmines von Zenge, die ich einigemal zur Veröffentlichung hergab, nicht aus seinem Nachlass, wie dies verschiedentlich dargestellt wurde, in meinen Besitz gelangte.

überhaupt gar kein Geheimnis mehr aus unserer Liebe, trage das Bild öffentlich, ich selbst habe es hier . . . gezeigt, und Alle wissen, für wen es bestimmt war. Nenne mich Deinen Geliebten, denn ich bin es." Eine Anstellung im Staatsdienst war ihm so gut wie sicher. Das Versprechen des Königs, auf das Wilhelmine ihre Hoffnung baute, lag in der bereits bekannten Cabinets-ordre vom 13. April 1799 vor: "Ich habe gegen Euern Vorsatz, Euch den Studien zu widmen, nichts einzuwenden, und wenn Ihr Euch eifrig bestrebet, Eure Kenntnisse zu erweitern, und Euch zu einem besonders brauchbaren Geschäftsmanne zu bilden, so werde ich dadurch auch in der Folge Gelegenheit erhalten, Mich zu zeigen als Euer pp . . ."

Mit demselben regen Fleisse, mit dem Kleist den Studien oblag, war er bemüht, das Erworbene andern mitzuteilen, auch ihnen das Glück zu bereiten, das er in der Mehrung seines geistigen Besitzes fand. Dass Fräulein von Zenge sich gerade über diesen Punkt eingehend äussert, lässt uns einen tieferen Blick in seine damalige Interessensphäre tun. Man wusste, dass er ihr Wünsches "Kosmologische Unterhaltungen", die Schriften J. J. Rousseaus empfahl, mit ihr den "Don Carlos" und Vossens "Luise" las und ihr den "Wallenstein" schenkte; dass er sie zum Uebersetzen anleitete, ihr Urteil über bestimmte Bücher zu hören wünschte, sie aus anderen Auszüge machen liess, wusste man nicht. Dagegen sind viele von den Fragen, die sie in Aufsätzen ausführlich zu beantworten hatte, eine ganze Anzahl jener Vergleiche, zu denen er sie anregte, um ihren "Witz und Scharfsinn" zu üben, aufbewahrt. Alle diese Uebungen waren keineswegs überflüssig; denn sie schrieb nicht nur "sehr fehlerhaft", sondern liess auch im mündlichen Ausdruck zu wünschen übrig. Krug berichtete von seiner Frau, sie sei "eine so echte Berlinerin" gewesen, "dass sie noch, als er ihre Bekanntschaft machte, zuweilen mich statt mir sagte, wie die Dresdnerinnen umgekehrt zuweilen mir statt mich sagen."

Für das gegenseitige Mit- und Durcheinander-Lernen bieten, ausser den bereits angeführten, die Briefe Kleists noch [111] viele Beispiele und nicht weniger Beweise dafür, dass jedes an seinem Teile sich bemühte, den Wünschen des Andern zu entsprechen, alle Anforderungen wechselseitig zu erfüllen. Für Kleist, da Wilhelmines Briefe an ihn nicht bekannt geworden sind, möchte ich nur auf das Schreiben vom 11. und 12. Januar 1801, und auf die Worte hinweisen: "Weisst Du, welchen Erfolg an jenem vorletzten Abend Dein guter, vernünftiger Rat hatte, doch zuweilen mit Deinem Vater ein wenig zu sprechen? Ich tat es auf der Stelle." "So lebten wir," meldete Wilhelmine von Zenge an Krug, "ein halbes Jahr sehr glücklich, da hatte er sein Studium hier beendet, er ging nach Berlin." Dies letztere geschah am 14. August 1800, und wenn das Sommer-Semester vielleicht auch noch nicht geschlossen war, wie es nach C. R. Hausens allerdings nicht immer zuverlässigen Angaben scheint, so ergibt sich aus dieser Bemerkung doch, dass Kleist drei Semester in Frankfurt studierte. Er fuhr nach Berlin, zunächst allerdings nicht, "um sich dort noch mehr zu vervollkommen," sondern um jene geheimnisvolle Reise, die ihn mit seinem Freunde Brockes schliesslich nach Würzburg führte, zu unternehmen. Es ist auffallend, dass Wilhelmine dieses Ereignis mit Stillschweigen überging. Während der Fahrt und von Würzburg aus schrieb Kleist ihr oft und meist leidenschaftliche Briefe; er datierte einen neuen Lebensabschnitt von dieser Reise, stellte sie als unumgänglich notwendig, als höchst wichtig und folgenschwer dar. Für mannigfache Andeutungen vertröstete er die Geliebte auf die mündliche Unterhaltung, die durch seine Erklärung dieser Briefstellen kurzweilig, ja weihevoll werden sollte, und trotzdem nannte Wilhelmine von Zenge nicht nur den Zweck, das letzte Motiv dieser Fahrt nicht, sondern erwähnte, was der Dichter später allerdings auch getan hat, die Reise mit keiner Silbe. Hat nun der Dichter ihr eine Erklärung nie gegeben, was ich für das wahrscheinlichste halte; war sie gar so, dass Wilhelmine Grund hatte, sie zu verschweigen, was ich für vollkommen ausgeschlossen erachte, oder wohnte dieser Erklärung für ihr gegenseitiges Verhältnis keinerlei Bedeutung inne?

[112] Gerade an dieser Stelle hätte der Brief an Krug der Forschung die tiefsten Aufschlüsse

geben können; dass er gerade an dieser Stelle versagt, ist um so bemerkenswerter, als Wilhelmine von Zenge den Inhalt der Kleistschen Briefe mit bewundernswerter Treue im Gedächtnis bewahrte. Zu vielen ihrer Aeusserungen war es, wie gezeigt wurde, nicht schwer, die Quelle in Kleists Briefen zu erweisen, ihre Zahl liesse sich leicht vermehren, und zu andern konnten oder könnten Parallelstellen leicht angeführt werden. Irrtümer liefen so verschwindend wenig unter, dass sie überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Auf einen solchen habe ich zurückzukommen, sobald ich den Nachrichten Wilhelmines noch einen Schritt gefolgt bin.

Die Frist von "vierzehn Tagen" zwischen zwei Briefen ist kaum je innegehalten worden; sie war sehr oft kürzer. Zweier Aussprüche in Kleists Briefen entsinne ich mich hier. Am 21. Januar 1801 hiess es: "Nicht verloren nenne ich die Stunden, die ich Dir widme, aber ich sollte sie doch meinen, oder vielmehr unseren Zwecken nicht entziehen. Daher hatte ich auch zu Anfange nur etwa auf einen Brief für jede vierzehn Tage gerechnet; aber wie könnte ich schweigen, wenn Du mir so schreibst?" Gleich ergänzte er: "Ganz willige ich in Deinen Vorschlag, ein oder ein paar Wochen mit Schreiben zu pausieren, um nur dann desto mehr schreiben zu können. Sorge und Mühe muss Dir dieser Briefwechsel nie machen, der nur die Stelle eines Vergnügens, nämlich uns mündlich zu unterhalten, ersetzen soll." Wenn Wilhelmine von Zenge ferner erzählte: Kleist "hatte viel Geist, seine schnelle Fassungskraft wurde von allen seinen Lehrern bewundert, seine Phantasie war sehr lebhaft," so klang daraus eine Selbstbeurteilung Kleists wieder: "Ich bilde mir ein, dass ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird; weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugetan habe — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen." Dass dies sie anspornte, alle ihre Kräfte anzustrengen, kann nicht Wunder nehmen, und es gelang ihr offenbar, ihre "Talente aus- [113] zubilden"; denn Kleist versicherte sie des öfteren seiner Freude über ihre Fortschritte und ermunterte sie, auf diesem Wege fortzufahren. Er übersah es sogar einmal nicht, dass ihre Zeilen "schön oder künstlich geschrieben" waren. Ein Irrtum war es, wenn sie schrieb: "Weihnachten vor zwei Jahren (i. e. 1800) kam er ganz unerwartet" in Frankfurt an. Sie hatte vergessen, dass er ihr seinen Besuch bereits am 22. November in Aussicht gestellt: "ich bringe Dir dann etwas mit," hatte er den Brief geschlossen. Was sie von ihm über seine Anstellung erfuhr, war gleichfalls in diesem Briefe enthalten gewesen: "Der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lassen." Aehnlich teilte er drei Tage später seiner Schwester mit: "Der Minister drohte mir sogar schriftlich, dass, wenn ich mich jetzt nicht gleich anstellen liesse, sich in der Folge für mich wenig Aussichten zeigen würden." Nach einer solchen, für sie wenig erfreulichen Unterhaltung reiste Kleist nach Berlin zurück, und Wilhelmine von Zenge sandte ihm, noch ehe er geschrieben hatte, wie es scheint, am 8. Januar 1801, einen Brief, der ihn tröstete und bereuen liess, über seine Unzufriedenheit mit sich selbst geklagt und ihr in "übler Laune einen trüben Brief" geschickt zu haben. Was die Kantsche Philosophie, genauer die "Kritik der reinen Vernunft", in ihm angerichtet hatte, erfuhr sie jedoch erst am 22. März. Sie versuchte unmittelbar darauf in liebevollster Weise ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn "zu beruhigen", und er "ehrte" "die Kühnheit, mit welcher sie sich einer eigenen Meinung nicht schämte," selbst wenn sie "einem berühmten System widerspräche." Da sie ihm ihr Portrait geschenkt hatte, liess auch er sich malen; die Tasse hatte sie bereits vor der Würzburger Reise erhalten; denn er wies sie am 3. September 1800 auf die Inschrift hin. Kleist trat im April 1801 mit seiner Schwester zusammen die Reise nach Paris an. Es können damals aber unmöglich drei Monate zwischen zwei Briefen gelegen haben, da selbst die gedruckte Sammlung nur eine Lücke vom 15. August bis 10. Oktober aufweist. Und wenn dem selbst so gewesen wäre, hätte sie sich [114] an die Worte halten sollen, die er ihr kurz vor dem Abschied zurückgelassen hatte: "Ich werde Dir oft schreiben. Aber es mögen Briefe ausbleiben, solange sie wollen, Du wirst immer überzeugt sein,

dass ich alle Abend und alle Morgen, wenn nicht öfter, an Dich denke. Dasselbe werde ich von Dir glauben. Also niemals Misstrauen oder Bangigkeit.” — Am 10. Oktober 1801 wurde ihr auch die Absicht, in der Schweiz ein Bauerngut zu kaufen, mitgeteilt, jedoch nicht ohne die Aufforderung: “Denke jetzt vielmehr nur an das, was Dir in dieser Lage vielleicht weniger reizend scheinen mögte.” Und nicht viel später (am 27. Oktober) konnte sie lesen: “Deine Einstimmung ist ein Hauptfordernis. Ich werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe.” Wilhelmine, so darf man annehmen, antwortete ihm sogleich. Die Gründe, welche sie gegen seinen Plan geltend machte, sind zum Teil wenigstens aus Kleists Entgegnung auf diesen Brief ersichtlich. Wenn er sie dort auch zu entkräften versuchte, indem er meinte, sie könnten ihrer beiderseitigen “Vereinigung gar keinen Abbruch tun,” so schmerzten sie ihn doch. Freilich die “Anhänglichkeit an ihr väterliches Haus” erschien ihm “ehrwürdig”, für die anderen glaubte er “ein Missverständnis” annehmen zu müssen, noch andere aber, wie der, sie bekäme Kopfschmerzen im Sonnenschein, müssen ihm so “seltsam” vorgekommen sein, dass er ihr riet: “Ich wüsste kein besseres, herzlicheres Mittel, uns beide wieder auf die alte Bahn zu führen, als dieses: lass uns Deine beiden letzten Briefe vergessen.” Es muss doch aus diesem Briefe deutlich heraus zu fühlen gewesen sein, dass sie “schon lange aufgehört” hatte “zu wünschen”, seine Frau zu werden, sonst hätte Kleist ihr nicht gesagt: “Liebe Freundin, ich möchte nicht gern an Deiner Liebe zweifeln müssen, und noch wankt mein Glaube nicht. — Wenn es auch keine hohe Neigung ist, innig ist sie doch immer, und noch immer, trotz Deines Briefes, kann sie mich glücklich machen.” Aber ihre Gründe müssen ihn, je länger er sie erwog, um so tiefer verletzt haben. Er antwortete ihr nicht auf ein Schreiben, das er “um die Zeit des Jahreswechsels” von [115] ihr erhielt. In diesem dürfte sie “ihn mit den rührendsten Ausdrücken in sein Vaterland zurückzukehren” gebeten haben, da Kleist in seinem letzten Briefe an sie hervorhebt, sie sei “noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf” ihn “eingestürzt, zurückzukehren ins Vaterland,” habe ihn “dann mit vieler Zärtlichkeit” an ihr “Vaterhaus und die Schwächlichkeit ihres Körpers erinnert” als an “Gründe, die es ihr unmöglich machen, ihm in die Schweiz zu folgen.” Aus den Schlussworten dieses ihres Briefes aber: “wenn Du dies Alles gelesen hast, so tue was Du willst,” “schien ihm einzuleuchten”, dass er sich und ihr “das Widrige einer schriftlichen Erklärung” ersparen solle. Wilhelmine von Zenge erwartete trotzdem eine Antwort. Sie blieb natürlich aus, und als sie nach fünf Monaten des Harrens und Hoffens Kleists Aufenthaltsort von seinen Schwestern ausgekundschaftet hatte, wandte sie sich am 10. April 1802 wieder an ihn. Freilich “viel Gutes” bekam er nicht zu erfahren. Sie teilte ihm mit, dass ihr Bruder Carl gestorben sei, und welche üblen Folgen dieser Trauerfall für die ganze Familie gehabt habe. Sie klagte ihm in beredten Worten alles das, was sie in dem neuen Briefe auch Krug schilderte. Allein darin irrte sie, dass sie es zuletzt so darstellte, als seien diese trüben Tage über sie gekommen, nachdem sie Kleists letzten Brief empfangen habe, während doch, als sie am 10. April schrieb, diese grösstenteils überwunden waren. Kleist schrieb ihr, wie schon erwähnt wurde, den Abschiedsbrief am 20. Mai 1802. Den Satz darin: “Dein Brief weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war,” steigerte Wilhelmine zu dem: “Nach einem heftigen Kampfe habe er es endlich dahin gebracht, mein Bild aus seiner Seele zu entfernen.” Wir dürfen, wenn wir der eingangs angeführten Verse eingedenk bleiben, daran zweifeln, dass ihm dies je gelang, vielleicht, dass er es überhaupt versuchte. Für ihre Behauptung, “durch Leichtsinns habe er in Berlin sein Amt verscherzt,” bot Kleists letzter Brief gar keinen Anhalt. Sie verwechselte diesen mit älteren Nachrichten. Von Paris aus hatte er seiner Braut am 10. Oktober 1801 geschrie- [116] ben: “Dazu kommt, dass mir, auch vielleicht durch meine eigene Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen ist. Wenigstens würde ich ohne Erniedrigung kaum, nachdem ich zweimal Ehrenstellen

ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können.“ Am selben Orte fanden sich dann noch die Worte: “Ich selbst habe freilich durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt; und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern?” An diese Frage erinnerte dann sein letzter Brief in folgendem: “Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heisst Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich törichterweise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich.” Kleist schloss mit den Worten: “Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben.” Trotzdem schrieb Wilhelmine von Zenge ihm, wie wir durch sie jetzt zum ersten mal erfahren, noch einmal. Die Bitte, “er möge wenigstens seine Freundin nicht vergessen,” entsprang schwerlich einem edleren Gefühl als ihrem Mitleid. Für das Mitleid der Menschen, auch Wilhelmines von Zenge, aber konnte ein Kleist kaum etwas anderes empfinden als Verachtung. Was hätte er ihr zudem schreiben sollen? Von der “Schriftstellerei”, an die er sich “nun mit Lust oder Unlust, gleichviel, machen” musste, konnte sie das, woran sein Herz hing, kaum würdigen, das fühlte er, und darum schwieg er. “Meine Leidensgeschichte ist zu Ende,” schloss Wilhelmine von Zenge pathetisch ihre Jugendgeschichte. “Die Wolken haben sich zerteilt, und ich sehe eine freundliche Sonne an meinem Horizonte aufgehen.” Diese “freundliche Sonne” brachte Traugott Krug in ihr Sein. Er bot ihr, was Heinrich von Kleist ihr niemals zu bieten vermocht hätte, ein gesichertes Auskommen, gesellschaftlichen Rang und eine angenehme Häuslichkeit. Sie wurde ihrem Gatten eine gute Hausfrau, [117] ihren sechs Kindern eine zärtliche, sorgsame Mutter und eine Dame, die dem Amte ihres Mannes niemals etwas vergab. Es war so menschlich, dass sie so wählte, dass es niemandem beikommen möchte, sie um dieses Schrittes willen zu tadeln. Zudem gingen ihre geistigen Bedürfnisse nicht hoch; sie hatte dagegen, wie aus den Briefen ihrer Schwester Luise deutlich hervorgeht, eine kleine Schwäche für kulinarische Genüsse. Es wurde ihr zuteil, was Kleist ihr einmal gewünscht: “Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient. . . . Du bist so vielen Glückes würdig.”

Anderthalb Jahre nachdem Kleist ihr die letzten Zeilen gesandt hatte, wurde Wilhelmine von Zenge Frau Professor Krug. Wenige Monate vorher war die “Familie Schroffenstein” erschienen, anonym freilich, aber dennoch konnte F. L. Huber der Welt “die Erscheinung eines neuen Dichters” melden, “eines unbekanntem und ungenanntem aber wirklich eines Dichters! . . . eines rüstigen Kämpfers um den poetischen Lorbeer.” Fiel dem Umfange nach diese “elende Scharteke” gegen die Bände, mit denen Krug den literarischen Markt damals schon besetzt hatte, auch noch nicht ins Gewicht, so kann sich doch Krugs beste Schrift aus seiner reifsten Zeit dem Gehalt nach mit diesem Erstling der Kleistschen Muse nicht messen. Und wer war der Mann überhaupt, den Wilhelmine von Zenge einem Heinrich von Kleist vorzog? Fragen wir einmal seine Zeitgenossen, einige seiner Jünger, so hören wir seltsame Urteile. Dass Müllners Spiessgesellen Krug in einer literarischen Fehde als “Professor Kantchen” verspotteten, gereicht ihm nicht zur Unehre. Wenn aber Leopold von Ranke in Krugs Vorlesungen, trotzdem sie ihm durch “dialectische Bestimmtheit nützlich” wurden, “dürstete, von dem Kantianer zu Kant überzugehen,” wenn Karl von Hase es in diesen Vorlesungen “nicht aushielt”, so darf man es einem Dichter wie Platen nicht übel nehmen, wenn er in der “verhängnisvollen Gabel” sich vernehmen lässt:

". . . . Teures Leipzig, wo ich öfters Grillen fing!
Freilich in Kollegien hatten Langeweile wir genug,
Aber sonderlich bei Gottsched. Jetzo hat man sie bei Krug.”

[118] Wenn Krug auch gelegentlich als “unerschrockener Vorkämpfer des deutschen Liberalismus” gefeiert wird, so darf man nicht vergessen, dass ein so geistvoller Mann wie der

gelehrte Domherr Dr. Tittmann ihn seiner Vielschreiberei wegen den “literarischen Hans Dampf in allen Gassen”, und das mit vollem Recht, nennt. Was von all seinem Wortreichtum hat Krug überdauert? Eigentlich nichts. Sein System des “transcendentalen Synthetismus” ist so flach, dass es mit Mühe und kaum dem Namen nach sein Dasein in der Geschichte der Philosophie fristet. Der Umstand allein, dass Krug der Gemahl Wilhelmines von Zenge wurde, und dass diese Wilhelmine von Zenge einst von Heinrich von Kleist geliebt wurde, hat ihren und seinen Namen der Nachwelt überliefert.

Frankfurt a. d. Oder. PAUL HOFFMANN.